

Metallarbeiter- Jugend

Wochenblatt des
Deutschen Metall-
arbeiter-Verbandes

Für alle Jugendlichen
und Lehrlinge der
Metallindustrie

mit der Monatsbeilage „Technische Lehrbriefe“

Nummer 44

Berlin, den 1. November 1930

11. Jahrgang

Erscheint wöchentl. Sonnabend • Bezugspr. viertelj. 1,50 RM., Einzelnummer 15 Pf.
(nur gegen Voreinsendung des Betrages) • Eingetr. in der Reichspostzeitungsliste

Verantwortliche Schriftleitung: Paul Haase • Schriftleitung und Versandstelle:
Berlin SW 68, Alte Jakobstraße 148-155 • Fernsprecher: Dönhoff 6750-6753

Aufmarsch der Jungen

Viele tausend rote Lichter
Trugen wir durch dunkle Nacht,
Schlossen unsre Reihen dichter,
Wir, aus Hütte, Werk und Schacht.

Viele tausend Herzen glühten,
Waren selber Flammenbrand
Und die heiligen Feuer sprühten
Sichtbar wie ein großes Band

Allen war ein ehrlich Wollen
In die junge Brust gesät,
Daß er in des Alltags Grollen
Sicher wie ein Kämpfer steht

Rote Fahnen, unermesslich,
Wehten in dem Flammenschein;
Und sie werden unvergänglich
Allen jungen Kämpfern sein

Die Nacht war uns ein Mahnen,
Daß wir mehr noch Hand in Hand
Scharren uns um rote Fahnen
Und uns festgen im Verband

Franz Holtsteger, Gevelsberg

derung und Erstarbung der modernen Arbeiterbewegung, der Sozialdemokratie und der Gewerkschaften, bildete sich allmählich eine andere Auffassung über den Streik heraus. Mit der Entwicklung der Gewerkschaften entwickelt sich auch bei den Arbeitern der Wille zum Kampf um bessere Lebensbedingungen. Der Streik wird mehr und mehr ein Mittel im Kampf, das bewußt angewandt wird.

Der wirtschaftliche Streik wird in der Hauptsache um Arbeitslohn, Arbeitsschutz und Arbeitszeit geführt.

In der Statistik werden die Streiks eingeteilt nach Erfolg, teilweisen Erfolg und Mißerfolg. Um ein Bild über die Entwicklung der Streiks in Deutschland zu geben, lasse ich aus drei verschiedenen Zeitabständen Zahlen folgen:

Jahr	Zahl der Streiks bei denen die Forderungen betrafen			Von den Streiks hatten		
	den Arbeits- lohn	die Arbeits- zeit	andere Gegen- stände	vollen	teilweisen	keinen
1899	1126	379	596	331	429	528
1900	1436	513	820	275	505	653
1901	868	249	586	200	285	571
1902	798	222	564	228	235	597
1910	2014	570	1061	419	908	786
1911	2540	896	1444	497	1186	883
1912	2742	1155	1391	415	1001	1094
1913	2117	738	1148	356	899	872
1920	3709	258	1091	887	2171	635
1921	3864	160	1033	699	2613	781
1922	4104	207	1041	1013	2494	841
1923	1579	-32	390	287	955	636

Streik

Der Streik ist ein Kampfmittel der Arbeiter um bessere Lebensbedingungen. Streiks gab es schon im frühesten Altertum. Aber erst die stürmische Entwicklung des Kapitalismus machte den Streik zu einer gewöhnlichen Erscheinung.

Aus der Frühzeit des Kapitalismus ist bekannt, daß die Streiks sehr stürmisch verliefen. Zerstörungen von Maschinen und Fabrikgebäuden waren oft mit den Streiks verbunden. Die Streiks wurden in der Frühzeit des Kapitalismus in der Regel von der herrschenden Klasse blutig unterdrückt. Solche Streiks waren sehr undiszipliniert, und darum gingen sie auch meist verloren. Es dauerte Jahrzehnte, bis die Arbeiter sich das Streikrecht erkämpften und den Gebrauch dieser Waffe erlernten. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden die Streiks als Arbeiterunruhen abgetan. Erst mit der Grün-

Wer diese Zahlen aufmerksam durchliest, sieht: vor dem Kriege gab es kein einziges Jahr, in dem ein Erfolg der Arbeiter öfters verzeichnet war als ein Erfolg der Unternehmer. In den Nachkriegsjahren, wo die Verbände immer stärker wurden, sind die Erfolge der Arbeiter schon sehr oft höher als die Erfolge der Unternehmer. Es werden Angriffs- und Abwehrstreiks unterschieden. Ein Angriffsstreik will die Löhne erhöhen und die Arbeitszeit verkürzen. Ein Abwehrstreik will das Erreichte halten und Angriffe von seiten der Kapitalisten abwehren. Der Streik unserer Kollegen in Berlin ist ein Abwehrstreik.

Wir befinden uns heute in einer Wirtschaftskrise. Davon sind, da die Krise international ist, neben den Arbeitern auch die Kapitalisten betroffen. Leere Fabriken, ruhende Maschinen, arbeitslose Arbeiter sind das Merkmal dieser Krise. Um trotz verminderten Belegschaften und nur teilweiser Inanghaltung der Betriebe einen

möglichst großen Gewinn zu erzielen, wollen die Besitzer der Betriebe die Löhne der Arbeiter abbauen. Die Arbeiter lassen sich das nicht bieten, sie wehren sich, ihr äußerstes Kampfmittel ist der Streik.

In Zeiten politischer Hochspannung kommt der politische Massenstreik als das äußerste Mittel der Arbeiter in Anwendung. Im Jahre 1920 wurde der politische Massenstreik ausgerufen, um die Nationalisten um den Putschisten Kapp herum zum Teufel zu jagen. Damals befanden sich die Arbeiter Deutschlands in einem revolutionären Aufschwung. Der Aufruf der Gewerkschaften kam und: alle Räder standen still. Der politische Massenstreik wird am wirksamsten in einer Zeit des Aufschwungs. Da kann die bloße Drohung mit ihm, hinter der man einen entschlossenen Willen vermuten darf, sicherer zum Ziele führen, als in Krisenzeiten ein Ausbruch der Verzweiflung auf der Straße. Je gefestigter, politisch reifer, gewerkschaftlich geschulter die Streikenden sind, um so mehr ist eine Gewähr für den Erfolg eines Streiks gegeben. Nichts ist verwerflicher als die Art, mit der heute von gewissenlosen Agitatoren versucht wird, in jede von den Gewerkschaften eingeleitete Streikbewegung durch Verleumdung und Beschimpfung der Streikführer einen Keil in die Arbeitermassen zu treiben.

Bei jedem Streik werden Menschen hingezogen, die mit den Gewerkschaften und ihrem Kampf nur wenig oder nichts zu tun haben. Und so wie jede Krise tausenden und abertausenden Menschen die Binde von den Augen nimmt, sie sehend macht und sie in die Reihen der um ihr Recht kämpfenden Arbeiter führt, so ist ein Streik immer ein Lehrmeister des Sozialismus. Denn er zeigt die Berechtigung unserer Kritik am kapitalistischen System, er zwingt die Unorganisierten zur Solidarität. Er zeigt ihnen, wie machtlos in der heutigen Gesellschaft der einzelne ist, wie sehr es darauf ankommt, im Verein mit den anderen Leidensgenossen den Kampf um bessere Lebensbedingungen zu führen.

Für die Arbeiter ist häufig ein Streik mit Opfern verbunden. Opfer, die meist in keinem Verhältnis zu dem Erreichten stehen. Hier zeigt sich die ganze Schönheit des gewerkschaftlichen Kampftums, hier zeigt sich die Ethik des gewerkschaftlichen Kampfes. Der Streik bricht den angeborenen Egoismus und macht den Menschen solidarisch mit denen, die kämpfen für die ewig neue Forderung eines menschenwürdigen Lebens auf der Grundlage von Freiheit und Recht.

Hans Dohrenbusch.

Der Hollerfickel

August heißt er und lebt noch. Wenn die Menschen seinen Beurkundungen Glauben schenken — und das ist das einzige, was er geschenkt bekommt — ist der Hollerfickel auf der Insel der hunderttausend chinesischen Seeungeheuer geboren, mit südllichem Fismeerwasser gelegentlich eines Schiffsbruches getauft und schon mit neun Monaten ein strammer Schiffsjunge gewesen.

Was ihm alles auf seinen wilden Seefahrten ins Garn gelaufen ist, geht auf keine Seekubelfantenhaut.

Wenn er erzählt, der August, von seinen Seeräuber Geschichten, stehen den Zuhörern, besonders den Platteninhabern, ganze Haarzöpfe in die Höhe. Ich kann nur sagen, auf mich haben die Geschichten einen ganz wahrhaftigen Eindruck gemacht.

Bitte, stellen Sie sich vor: tausend chinesische Seeräuber haben sich auf Befehl des Hollerfickel selbst gerichtet. Wir schwätzen von Suggestion, lachhaft, das hat der Seeungeheuer schon von hundertdreißig Jahren gemacht. Nach dem Inselkalender der hunderttausend chinesischen Seeungeheuer ist August nun zweihundert und hat noch kein grünes Haar. Geborene Insulaner werden im Alter mangelgrün.

Hollerfickel war ein verwegener Jäger. Nach einer von ihm selbst aufgestellten und deshalb unbedingt zuverlässigen Statistik hat der tüpfer Mann an die zehntausend Seeungeheuer erlegt, die gebrauchten Heringe gar nicht eingerechnet.

Weil er schon als erprobter Schiffszimmermann ungeheure Erfolge im Schiffbau erzielen konnte, kam er als berühmter Mann auf seiner Weltreise auch nach Deutschland. In der Dampfzweigelt von Ulk und Kippe führte der Hollerfickel eine mechanische Windmühle nach chinesischem System ein. Darauf konnten die Unternehmer in Koblenz die Arbeitszeit sofort von täglich acht auf zehn Stunden hinaufsetzen.

Betriebsunfälle jugendlicher Arbeiter

Zu den größten Gefahren, denen die Jugend der werktätigen Bevölkerung ausgesetzt ist, gehören die Betriebsunfälle. Es ist statistisch erwiesen, daß die Verletzung oder gar Tötung jugendlicher Arbeitnehmer durch Betriebsunfälle leider viel größer ist, als gemeinhin angenommen wird. Da ein Unfall eines Jugendlichen ihn unter Umständen für sein ganzes Leben schwer schädigt oder ihm den Tod bringen kann, ist es dringend notwendig, auf dieses Problem näher einzugehen und der arbeitenden Jugend immer wieder größte Vorsicht bei der Arbeit anzuraten für die Zunahme der Betriebsunfälle gibt es eine ganze Reihe von Gründen, die für die jugendlichen Arbeitnehmer in ganz besonderem Maße zutreffen: Gesteigerte Arbeitsleistung infolge Rationalisierung, Anstreben zu schneller Arbeit, erhöhte Schnelligkeit des Lastenverkehrs, Mangel an Facharbeitern, Einstellung von berufsfremden Arbeitslosen und Ungelernten, die oft nicht nur sich, sondern auch ihre Mitarbeiter in Gefahr bringen, Maschinerisierung und Elektrifizierung des Arbeitsprozesses. Aus Sachsen wird berichtet, daß die profitlüsternen Unternehmer teilweise „jüngere (billigere) Arbeitskräfte bevorzugen, die den älteren an Kenntnissen der Unfallgefahren nachstanden“.

Die Zeitschrift des Reichsausschusses der deutschen Jugendverbände bringt einen sehr beachtenswerten Artikel von Otto Reise über das vorliegende amtliche Material zur Unfallstatistik. Aus diesen nüchternen Zahlen können die jugendlichen Arbeitnehmer sehr viel lernen. Im Jahre 1928 zählten die gewerblichen Berufsgenossenschaften in 956 006 Betrieben mit 11 238 832 versicherten Arbeitnehmern insgesamt 924 222 Unfälle, davon verliefen tödlich bei Jugendlichen 360, bei Erwachsenen 4261. Die Zahl der entschädigten Unfälle (einschließlich der entschädigten tödlichen) belief sich bei Jugendlichen bis 18 Jahren auf 3744 und bei Erwachsenen auf 52 725. Während die Zahl der entschädigten Betriebsunfälle der Jugendlichen 1928 gegenüber dem Vorjahre um ein geringes kleiner war, stieg die Zahl der tödlichen Unfälle jugendlicher um 22,03 vH. Im Reiche ist die Zahl tödlicher Unfälle der Jugendlichen mit 9,61 vH der entschädigten Unfälle höher als die der Erwachsenen, die sich auf 8,08 vH beläuft. Auffallend ist, daß die Zahl der tödlich verlaufenden Unfälle, die sich auf dem Wege von und zur Arbeitsstätte ereignen, bei jugendlichen Ar-

Da schrie der alte Weltreisende in den Haufen Fabrikler hinein: „Ihr Teppen, so was lassen sich nicht einmal Chinesen bieten, haut in den Sack! Drauf und dran!“

Und sie konnten sich nicht viel helfen, die armen Fabrikler. In kritischer Zeit vergaßen die meisten ihre beste Wehr und Waffe, ihre Gewerkschaft. Das müssen die Proleten nun bitter büßen. Die Unternehmer zeigten ihre wahre Natur. Als Sklavenhalter verschandeln sie alle menschliche Kultur. Wer sich von „ihren“ Leuten auflehnt, gegen Lohnabzüge protestiert, der fliegt.

Im ganzen Industriebezirk, in allen Branchen und Berufen, war der Teufel los. Wilde Streiks brachen aus. Also folgten die Methoden der Hungerpeitsche von seiten der Unternehmer. Allein, die allgemeine Solidarität der Arbeiter untereinander ließ keinen der Braven verbungern. Die zusammengelüschten Kristallscheiben an den Villen der profitbissigen Unternehmer wurden ersetzt.

Auch der Hollerfickel tat seins dazu und grollte: „Die Blut-sauger möchte mein Hanskasperl alle um einen Stock höher haben, an einer Halsbinde...“

Sie müssen wissen, meine Herrschaften, unser Hollerfickel hat sich ein Hanzkasperltheater aufgebaut. Damit zieht er von Kaff zu Kaff, vom Bauernhaus zum Einödhof, verulkt, verhöhnt und verspottet das blutgeizige Gebaren der sündhaft profitbissigen Fabrikanten und macht auf seine Art das Volk rebellisch.

O du sechskantiger Strecksack, was treibt da unser Hollerfickel für tolle Komödien! Seine ausgestopften Seeungeheuer läßt er aufreten im Charakter dieser und jener Unternehmer und die Proleten als eine Heilarmee von Heringen, die das unersättliche Seeungeheuer vor lauter Nächstenliebe frißt. Ein Glück: auch in der Tierwelt herrscht menschliche Nächstenliebe.

Wollen wir schön brav beim Hollerfickel bleiben. Er ist der

beitnehmern mehr als doppelt so hoch ist als bei den Erwachsenen. Reise stellt in seiner Arbeit fest: „Zwei Drittel der entschädigten Unfälle Jugendlicher auf dem Wege von und zur Arbeitsstätte sind Radfahrnfälle, bei den Erwachsenen stellen die Radfahrnfälle die Hälfte. Auch die tödlichen Unfälle sind zu rund 50 vH Radfahrnfälle.“ Eine Mahnung an jugendliche Arbeitnehmer, nicht nur an ihrer Arbeitsstätte, sondern auch auf dem Arbeits- und Heimweg Vorsicht zu üben.

Welches sind die häufigsten Unfallursachen bei Jugendlichen? Über diese Frage gibt die Statistik der gewerblichen Berufsgenossenschaften für das Jahr 1928 Auskunft. Nach dieser sind mehr als zwei Drittel der entschädigten Unfälle jugendlicher Arbeitnehmer Unfälle an Arbeitsmaschinen, und zwar sind es doppelt so viel als bei den Erwachsenen. „An zweiter Stelle stehen mit 14 vH Transportunfälle, an dritter und vierter Unfälle durch Fall von Leitern usw. und Unfälle auf dem Wege von und zur Arbeit. Auf diese drei letztgenannten Unfallursachen geht mehr als die Hälfte aller tödlichen Unfälle zurück. Die nächstwichtigsten Ursachen sind Kraftübertragungsanlagen, Zusammenbruch und Arbeitsmaschinen.“ Es lassen sich also die Gefahrenzonen für Jugendliche in den Betrieben deutlich erkennen, es kommt darauf an, durch genügende Aufklärung die Jugendlichen vor Unglück zu bewahren. Soweit entschädigte Unfälle Jugendlicher an Arbeitsmaschinen in Frage kommen, ereignen sich die meisten in der Metall- und Holzindustrie, die meisten tödlichen Unfälle Jugendlicher in der Metall-, Textil- und Holzindustrie.

Natürlich ist die Unfallhäufigkeit jugendlicher Arbeitnehmer in den einzelnen Gewerbegruppen verschieden. Sie ist am größten in der Gewerbegruppe Eisen- und Metallgewinnung, am geringsten im Baugewerbe einschließlich Baunebengewerbe. Die Statistik über die Unfallhäufigkeit jugendlicher Arbeitnehmer bis zu 21 Jahren, nach Gewerbegruppen getrennt, ergibt, daß von je 100 Unfällen Jugendlicher auf die einzelnen Gewerbegruppen entfielen: Eisen- und Metallgewinnung 36,2; Wasser-, Gas- und Elektrizitäts-Versorgung und -Gewinnung 15,6; Maschinen-, Apparate- und Fahrzeugbau 14,1; Herstellung von Eisen-, Stahl- und Metallwaren 10,2; Industrie der Steine und Erden 9,6; Nahrungs- und Genußmittelindustrie 7,4; Chemische Industrie 6,6; Holz- und Schnitzstoffgewerbe 6,4; Elektrotechnische Industrie, Feinmechanik, Optik 5,8; Kautschuk- und Asbestindustrie 5,7; Musik- und Spielwarenindustrie 5,6; Papierindustrie

und Vielfältigungsgewerbe 3,5; Verkehrswesen 2,9; Gast- und Schankstättengewerbe 2,3; Baugewerbe einschließlich Baunebengewerbe 0,6.

Es kann nicht oft genug auf die Tatsache hingewiesen werden, daß die Jugendlichen im Betrieb stärker durch Unfälle gefährdet sind als die Erwachsenen. Die Zahl der Unfälle, auch der tödlichen, ist bei den Jugendlichen durchweg höher als bei den Erwachsenen. Besonders gefährdet durch Unfälle sind die 18- bis 21jährigen.

Die Schlußfolgerung für uns kann daraus nur sein: vermehrte Aufklärung der jugendlichen Arbeitnehmer über die Unfallgefahren im Betrieb, in der Fach- und Fortbildungsschule und durch die Gewerkschaften. Gleich bei Antritt eines Lehr- oder Arbeitsverhältnisses muß dem Jugendlichen eingepreßt werden: Das höchste Gut des arbeitenden Menschen ist Gesundheit und heile Glieder! Der von den freien Gewerkschaften stets geforderte Ausbau des Betriebsschutzes sowie Verschärfung der Gewerbeaufsicht liegen vor allem auch im Interesse der jungen Arbeitnehmer. Von allen Jugendorganisationen müßten die Ergebnisse der amtlichen Unfallstatistik benutzt werden, um den von der Gewerkschaftsjugend, dem Reichsausschuß der deutschen Jugendverbände usw. aufgestellten sozialpolitischen Jugendschutzforderungen mehr Nachdruck zu verleihen. Im Kampf um den Schutz der Arbeitskraft muß die Jugend an der Spitze marschieren!

H. H.

Bei thüringischen Glasbläsern

Scharf eingeschnittene Täler, dunkler Fichtenwald, drüben der Rennsteig. Wie ein Reihernest im Röhricht kleben die schwarzgrauen Schieferhäuschens Lauschas im Talkessel. Dieses Dorf mit seinen 7000 Einwohnern ist der Mittelpunkt der Glasindustrie Thüringens. Glasbläser — was wissen wir von ihnen? Wir kennen den Christbaumschmuck, Tieraugen, Puppenaugen und die menschlichen Ersatzaugen, vielleicht haben wir auf dem Jahrmarkt auch geblasene Hirsche, Kücken, Frösche usw. gesehen, aber was wissen wir von dem grauenhaften Elend in den Wohnungen der Heimarbeiter?

In der Glashütte, die etwas außerhalb des Dorfes steht, werden Glasröhren gezogen. Beizende, glasstaubgefüllte Luft in einem Verschlag, so scharf und ätzend, daß man ein zweites Mal kaum Atem zu holen wagt. Die zwei Männer, die den ganzen Tag hier Pottasche, Sandsoda und Salpeter mischen, ohne Schutzmaßnahmen, ohne

Diese Frage lief in den Haufen rum, die voll erregter Finessen in der Dorfstraße hinhölperten.

Da tat der Ortspolizist geheimnisvoll: „Wenn ers Maul halten könnt, sag ichs euch im Vertrauen . . . Der Hollerfickel hat rausbracht, daß die Fremden, die Rauseißer, a schwere, anstreckende Krankheit rumschleppen . . . drum werdens amtlich abgeschoben . . . in aner halben Stund geht der Zug mit dem Schub . . . aber ums Himmels willen äs Maul halten . . . äs is amtlich . . . ich red als Amtsperson . . .“

Der Gemeindegirgl schwatzt viel. Als Amtsperson. Im Vertrauen.

Allein die Eingeborenen wurden nicht enttäuscht. Pünktlich geht der Schub.

Der Sulzermichel meint: „Da schau hin, Schurchl, wie der dort wackelt beim Einsteigen . . . da schau hin, den hats scho . . . wer waß, wieviel im Krankenhaus bleim . . .“

„Hörts auf, bei a wenig an Durchfall . . .“, höhnt ein anderer. Der Hausknecht vom „Roten Roß“ weiß aus Erfahrung, vom Kreuzbeerschnaps gibts lebendigen Stuhlgang. Zehn Flaschen haben die Kerle davon vertilgt.

„Die sann scho alle damisch von der Krankheit . . .“, freut sich ein ganz Schadenfroher.

Der Hollerfickel grinst sich eine Kirchweihmaske und hat wieder ein neues Zugstück für sein Kasperltheater.

Ludwig Pratsch.

Wo die Seefische gefangen werden

Cuxhaven an der Elbmündung hat einen bedeutenden Fischereihafen. Zwischen dem Bädersteig und dem Amerikapier sind an steinernen Mauern rostige Dampfer vertäut, die Fischdampfer. Die wirken gegen die schmucken Passagierschiffe, die stolzen Helgoländdampfer und die großartigen

reinste Landeskurier. Mit seinen Vorstellungen macht er die ganze Umgegend hellhörig. Die einfachen Landleute, sonst ruhig und folgsam, sind jetzt sogar pfarrhaustrutzig.

„Ja, was ham denn die Leute?“

Auf die Frage schallt dreihundertfach die zorndurchwühlte Antwort: „So, wir sollen zuschauen, wie Weib und Kinder hungern und Fremde von auswärts unsern mit aller Mühe vom Verband geordneten Streik verhunzen und versauern lassen?“

Mitten in die Aufregung hinein bringt der Hollerfickel die Nachricht: Kein Wirtshaus, kein Bauer oder sonstiger Privatmann wird die hundert Streikbrecher auch nur eine Stunde über Nacht behalten.

Halt, halt! Bleibt noch das Gemeindehaus droben an der Waldspitz, wo die Gendarmen drin sann . . . dort wolln die Geldbatzenleute die braven Arbeitverräter nächstens unterbringen . . . schreit irgendeiner.

„Die Gemeindearmen sann schon umquartiert. Ins alte Schulhaus . . . verlaßt euch drauf . . . die fremden Krummschieber, die billiger schaffen wie wir . . . die sann ka ganze Nacht im Gmaquartier . . . na hams die Cholera . . . soll altes Gmahaus is doch die alte Choleraabarracke von damals — lang is's her, wie die Ortschaften fast ausgestorben sann an der Cholera . . .“

Am Abend spielte der Hollerfickel das traurige chronistische Stück: „Die Cholera im Gemeindehäusl!“

Zwar kamen Gendarm und Gemeindefreier, aber die Sache war schon so lautmaulig und rundum gequatscht, daß die Ortsleute keine Ruhe gaben, bis das choleraverdächtige Gemeindehaus endgültig geschlossen war.

Der August stieg gravitatisch gleich einem Feldwebel dem kleinen Bahnhof zu.

Was will der Hollerfickel in Begleitung des Herrn Gendarmierkommandanten am Bahnhof?

Cismasken, sind rettungslos erkrankt. Tuberkulose! Röchelnd geht der Atem, Hunger schreit die magere, skelettartige Gestalt, ein heimliches Feuer — Fieber — spiegelt aus den Augen, die seltsam anmuten in dem struppigen, verstaubten Gesicht, in das die Not ihre Furchen geprägt hat.

In den Gasöfen wird der Glasstaub zur feuerflüssigen Masse. Die Luft in diesem Raum ist heiß, trocken; die Schleimhäute brauchen Feuchtigkeit. Die Arbeiter, die an den Öfen zu tun haben, trinken immerzu Bier, zehn bis zwölf Liter im Tag, manchmal weniger, Tee oder Sodawasser, meinen sie, würde den Durst nicht so löschen. Selbsttäuschung! Die Akkordarbeit in dieser Hitze ermüdet, das alkoholhaltige Getränk peitscht die Energie wieder für kurze Zeit auf, aber sie müssen immer wieder danach greifen. Der Besitzer der Glashütte stellt Getränke nicht zur Verfügung. Mögen diese Arbeiter noch so rasch schaffen und ihr Letztes an Kraft hergeben, höher als auf 60 bis 70 Pf. die Stunde kommen sie nicht.

Schmuck sehen zwar die Häuschen der Glasbläser äußerlich aus, innen aber das immer wiederkehrende typische Bild: Neben verschiedenen kleinen Räumen, die mit Vorrat angefüllt sind, das etwas größere Arbeitszimmer; in der Ecke ein Tisch mit drei Gashähnen, ein anderer Tisch mit Säureflaschen, vier bis sechs Leute im Raum, wenn irgend möglich noch ein Kinderwagen mit ein oder zwei Säuglingen. Arbeit und Kinderpflege zu gleicher Zeit. Die Gashähne schließen nicht dicht, die Luft ist unerträglich schwer vom Gas und dem Säuregeruch. Hier arbeiten diese Leute 12, 14, 16 Stunden, blasen an der Flamme Christbaumschmuck, färben die Glaskugeln mittels der Säuren. Kinder von drei bis vier Jahren, die kaum ihre Händchen gebrauchen können, helfen mit, und trotzdem kann sich der Heimarbeiter kaum an Kartoffeln satt essen.

Doppelt schwer hat es die Frau: Haushalt, Kindererziehung und daneben noch 14 Stunden lang Puppenaugen, Glasaugen, Vasen oder Tiere blasen. Kein Wunder, daß sie tuberkulös ist und daß die Kinder es ebenso werden. Aber wie heißt es doch so schön in der Reichsverfassung, Art. 119 Abs. 3: „Die Mutterschaft hat Anspruch auf den Schutz und die Fürsorge des Staates.“

Arbeitet da eine Frau je Tag durchschnittlich 14 bis 15 Stunden, stellt in der Woche 4000 bis 5000 Puppenaugen her und erhält vom Verleger insgesamt etwa 18 Reichsmark. Wenn die ganze Familie zusammenarbeitet, stellt sie sich auf 30 bis 40 RM die Woche. Ein Glasauge zu blasen ist eine Kunst. Es erfordert bis ins kleinste

Genauigkeit in Form und Farbe und eine Arbeitszeit von 30 bis 40 Minuten. Erlös je Auge 20 und 50 Pf., wobei noch zu berücksichtigen ist, daß der Heimarbeiter sein Material selbst bezahlt. Beim Optiker kostet das Auge zwischen 6 und 20 RM. Verleger und Verkäufer haben den Profit.

Die Arbeiter unterbieten sich gegenseitig im Preise. Die Not ist so groß, daß sie sich lieber mit einem Mindestlohn als gar nichts bescheiden. Wohl haben sie schon den Versuch gemacht, die Preise durch Verkaufsgenossenschaften auf halbwegs normaler Höhe zu halten; aber es fehlt das Klassenbewußtsein, und die Unterbietung der Nichtorganisierten zerstört immer wieder das kaum begonnene Werk. Es gehört zur Eigenart dieser Leute, daß sie sich als „kleine Unternehmer“ fühlen. Sie hoffen immer auf den Riesenauftrag des Amerikaners, der sie auf einen Schlag reich macht.

Auf meine Frage, wieviel Kinder eine Familie durchschnittlich hat, erwiderte ein Heimarbeiter: Eben nicht mehr soviel, sechs bis acht, die geringste Zahl ist drei. Auf meine entsetzte Frage, wieviel Nachwuchs dann früher eine Familie gehabt hätte, kam die Antwort: Na 10, 13, 15! Der Mann hatte selbst sechs Kinder. Als ich ihm empfahl, eine Eheberatungsstelle aufzusuchen, hatte ich den Faden der Unterhaltung zerrissen. Der mich führende Genosse bemerkte trocken, über so unsittliche Dinge dürfe ich bei diesen frommen Leuten nicht sprechen. Außerdem sei ein reichlicher Kindersegen, ob tuberkulös oder nicht, willkommen, bedeutet er doch für den Familienvater Arbeitskräfte. Es ist fast immer so, daß sich größte Armut mit größter Frömmigkeit paart. Auf einem Arbeitstisch lag der neue Kirchensteuerzettel: 2,50 RM je Vierteljahr!

Aufschlußreich ist auch die politische Zusammensetzung im Gemeinderat: 5 Sozialdemokraten, 5 Kommunisten, 7 Bürgerliche und 2 Nazis. Auf eine Einwohnerzahl von 7000 kommen 1000 Erwerbslose!

Greiner, Müller, Eichhorn, Fritsch, auf diese vier Namen stößt man immer wieder. Kaum daß ein Fremder mal in das Dorf hineingeheiratet hat. Die üblen Folgen dieser Inzucht sind an den Gesichtern der Einheimischen abzulesen. Vielleicht entspringt aber auch aus der Inzucht das feine musikalische Empfinden, das jeder Lautschauer hat. Die Singchöre haben schon mehrmals 1. Preise geholt, außerdem verfügt das Dorf über ein ausgezeichnetes Symphonieorchester. Neben der geschlechtlichen bildet somit die Musik die Hauptfreude dieser proletarier. Gert Schwitzgebel.

Ozeanriesen klein und häßlich. Kein Badegast beachtet sie, wenn sie den Hafen verlassen und an der Alten Liebe vorbei dem freien Meer entgegenfahren. Nur einige junge Seemannsfrauen schauen mit ernten Augen den Fischdampfern nach.

Die Seemannsfrauen sind es gewohnt, daß der Mann drei bis vier Wochen fortbleibt, dann zwei Tage zu Hause ist und wieder hinausfährt. Sommer und Winter geht das so. Nur manchmal im Hochsommer tritt eine Pause ein von ein bis zwei Monaten: die Anfliegezeit.

Ein schwerer Beruf. Der Fischdampfermann ist gleich seinen Arbeitskollegen an Land Arbeiter in einem kapitalistischen Betrieb. In Cuxhaven gehören alle Fischdampfer — ungefähr hundert — einer Gesellschaft, der Cuxhavener Hochseefischerei AG, der größten Fischdampferreederei Europas. Die Matrosen werden für jede Reise gegen feste Heuer und Prozente vom Fangertlös angeworben.

Zum ersten Male befinde ich mich auf einem Fischdampfer und fahre dem offenen Meere entgegen. Die Besatzung besteht aus zwölf Mann.

Unsere Reise geht nach Islands Küste. Gleich hinter Helgoland beginnt es unablässig zu werden. Der kleine Dampfer schaukelt so stark, daß man immer wieder einen Halt suchen muß, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Ständig brausen die Wellen über Deck.

Knapp vierzig Meter mißt das Schiff vom Heck bis zum Steven und kaum sieben Meter ist es breit. Es birgt die Kajüte für den Kapitän, die beiden Maschinen und Steuerschute und den Koch; dann den Maschinenraum, den Eisraum zur Aufbewahrung der Fische, und unter der Deck, dem vorderen Aufbau, das Mannschaftslogis nebst einigen Vorratsräumen.

Sechs Tage lang treibt die unermüdete Schraube den Dampfer durch die unruhigen Wellen der Nordsee und die lang-

hin rollende Dünung des Nord-Atlantik. Ringsum nur Wasser, Nebel, Möven und spielende Schweinsfische.

Die Shetlands- und Orkney-Inseln bleiben als Silhouetten am nächtlichen Horizont zurück. Die Felsenküsten der Faröer verbleiben in dem Dämmerlicht. Dichter wird der Nebel und mächtiger Sturm kommt auf.

Aber plötzlich wird die See glatt, der Nebel teilt sich, und in schimmernder Pracht von Sonne, Eis und Schnee liegt vor uns die Küste von Island mit dem höchsten Berg der Insel Oeräfa-Jökull.

Für die Besatzung des Fischdampfers beginnt die Arbeit. Große Schleppnetze werden ausgesetzt. Trichterförmig öffnen sie sich im Wasser. Alle vier Stunden wird das Netz „hochgeholt“ und die zuckende Ladung der Fischleiber prasselt auf Deck. Die Fische — Schellfische, Kabeljaus, Seeteufel, Katfische, Schollen, Rotbarsche, Heilbutts, Seelachs — werden von den Matrosen sofort geschlachtet, mit einem Wasserschlauch fein säuberlich gespritzt und dann unter Deck aufs sorgfältigste in Eis verpackt.

Elf Tage lang kreuzt der Dampfer an Islands Küste. Tag und Nacht wird gefischt und geschlachtet. Oft findet die Besatzung vierundvierzig, ja achtundvierzig Stunden keinen Schlaf.

Mit einem Fang von zwölfhundert Zentnern Fischen wird die Heimreise angetreten. Zunächst geht es nach Aberdeen, dem großen englischen Fischmarkt. Auf telegrafische Order der Reederei kehrt der Dampfer nach Cuxhaven zurück, da der biesige Fischmarkt einen höheren Gewinn verspricht.

Nach vierundzwanzig Tagen fährt der Fischdampfer wieder an der Alten Liebe vorbei in den Cuxhavener Fischereihafen. Reichlich drei Wochen der schwersten Arbeit in Sturm und Wellen sind vergangen.

Erwerbslose Jugendliche

Monatelang ohne Arbeit und keine Aussicht, bald welche zu bekommen, läßt bei den Jugendlichen eine Verzweiflungstimmung entstehen, bei der sie zu allen Fehlritten neigen. Wenn man jung ist, will man sich betätigen, man will etwas schaffen, mitarbeiten, man erwartet von den Erwachsenen die Anleitung. Es ist das eingetreten, was sich die Unternehmer seit Jahren gewünscht haben und das die Gewerkschaften unter allen Umständen verhindern wollten: der Kampf um den Arbeitsplatz ist entbrannt. Für den Unternehmer ist dies der geeignete Augenblick, mit ihren Abbauplänen herauszurücken, das schon längst vorbereitete Attentat auf den Lohn und die sozialen Einrichtungen auszuführen.

Die Jugendlichen werden von der Arbeitslosigkeit und ihren Folgen besonders hart betroffen. Schon frühzeitig erfahren sie, was es heißt, den Tag über im Nichtstun zu verbringen und sich überflüssig und zu nichts nütze zu fühlen. Man möchte so gerne arbeiten, man freut sich und ist glücklich, wenn man hier und da eine Handreichung machen kann, wenn man nur das Gefühl los wird, allen Menschen eine Last zu sein. Der Blick des Jugendlichen ist nach außen gerichtet, er will vorwärts, seine Pläne sind groß und weit, er will nichts mehr von den Eltern annehmen, die doch selbst nichts haben. Und nun erfährt er, daß man ihn nirgendwo haben will, überall schüttelt man den Kopf. „Alle Stellen besetzt!“ klingt es ihm aus allen Pfortnerbuden entgegen, wenn er sich in dem guten Glauben auf den Weg gemacht haben sollte, durch eine Umfrage sich Arbeit zu verschaffen. Unter diesen Umständen bleibt es dann nicht aus, daß er verzweifelt mit dem niederdrückenden Gefühl der Überflüssigkeit durch die Straßen rennt, an den Ecken stehen bleibt, und sich schließlich gedankenlos, unbestimmten Eingebungen folgend, nach links oder rechts wendet. Auf den Bänken in den Parks und öffentlichen Anlagen sitzen sie rum, und der feiste Bourgeois, der dies nie kennengelernt hat, dessen Lebensweg vom Vater vorgezeichnet war und immer nur auf den Tag wartet, durch Vaters Gnaden eine Stufe höher zu rücken, was unter diesen Umständen sehr schnell geht, erdreistet sich dann, über das faule Pack zu schimpfen, das verrotzt und entsittlicht sei.

Nach der Statistik der Reichsanstalt für Arbeitslosenversicherung waren im Juli 1930 unter rund 1,5 Millionen Hauptunterstützungsempfängern 214 000 Jugendliche im Alter von 14 bis 21 Jahren. Von Monat zu Monat ist die Zahl der jugendlichen Arbeitslosen in letzter Zeit gewachsen. Die sächsischen Jugendverbände sagen in einer Entschließung, die sie unlängst auf ihrer Tagung gefaßt haben, folgendes: „Die Landesführerschaft der sächsischen Jugendverbände aller Richtungen verfolgt mit erster Sorge die von Jahr zu Jahr ansteigende Ziffer jugendlicher Erwerbsloser. Betrug die Zahl der Erwerbslosen unter 21 Jahren im Freistaat Sachsen im Januar 1928 noch 15 340, Januar 1929 24 488, so ist sie im Januar 1930 auf die außerordentlich hohe Zahl von 36 250, im Februar sogar auf

38 207 angeschwollen. Erwerbslosigkeit bedeutet für jeden harte, wirtschaftliche Not, aber ganz besonders die jugendliche Erwerbslosigkeit ist durch die in den meisten Fällen lang andauernde Arbeitslosigkeit der Gefahr ausgesetzt, durch materielle und seelische Bedrückung abzustumpfen, Arbeits- und Lebensfreude einzubüßen und auf Abwege aller Art zu geraten.“

Die beste Hilfe für die Jugendlichen in ihrer unverschuldeten Not ist die Beschaffung von Arbeit. Die Jugendlichen sehnen sich danach, etwas zu vollbringen, mitzuschaffen und mitzuhelfen. Wer auf sie schimpft, steht den großen Zeitereignissen fremd gegenüber, hat noch nicht erfahren, was es heißt, als junger Mensch ohne Aussicht auf Beschäftigung dazustehen. Dem Jugendlichen steht nicht die Erfahrung eines Erwachsenen zur Seite, mit der sich dieser durchs Leben beißt. Hinzu kommen noch die vielen Vorhaltungen von den Erwachsenen, von den eigenen Angehörigen und oft auch von den Eltern. „Uns konnte das als junger Mensch nicht passieren!“ redet man gedankenlos hin und tötet damit dem Jugendlichen sein Selbstbewußtsein. Er muß es ja schließlich glauben, er weiß ja nicht, wie es war. Auch ist der Aufenthalt auf den Straßen, das müßige Herumstehen für die Jugendlichen nicht etwas Erhebendes. Aber man kann nicht wochen- und monatelang in der Stube sitzen, in der auch noch andere Menschen wohnen. Die Räume sind beengt; zumeist liegt die Wohnung hinten, wo kein Sonnenlicht hinkommt, dunkel ist es in den Räumen und verdorben die Luft. Die Mutter ist froh, wenn sie alle raus sind, dann kann sie wenigstens aufräumen. Oft, und in unserer Zeit größter Not recht häufig, wird in der Wohnung noch heimgearbeitet, für ein paar Groschen rattern bis spät in die Nacht die Nähmaschinen. So bleibt schließlich nur noch die Straße übrig, die Parks und Anlagen, wo sich der Jugendliche aufhalten kann.

Die Gewerkschaften haben in den letzten Jahren sich Jugendabteilungen geschaffen. Es ist erfreulich, daß von gewerkschaftlicher Seite den Jugendlichen mit Rat und Tat zur Seite gegangen wird. Leider wird dies von den Jugendlichen selbst noch nicht richtig gewürdigt. Der Zustrom zu diesen Einrichtungen muß viel größer sein, mit Gleichgesinnten kommen hier die Jugendlichen zusammen, die nicht so verständnislos urteilen. Nur im gemeinsamen Ringen lassen sich bessere Zustände herbeiführen, denn das Unternehmertum denkt nicht daran, dem Jugendlichen sein Los zu verbessern. Das kann nur das Werk der Arbeiterklasse selbst sein. E. N.

Klatsch!

Ihr habt doch schon alle einmal einer Versammlung oder einem Vortrag beigewohnt. Der Redner hat eine Stunde gesprochen. Langweilig sitzen die Hörer an den Tischen, unterhalten sich gegenseitig oder rennen raus und rein. Als er endet, atmen die meisten froh auf. Ein Beifallssturm bricht los. Mit Ausdauer klatschen die Anwesenden in die Hände. Dann steht der Vorsitzende auf, klingelt und spricht: Jugendgenossen und Jugendgenossinnen! Ihr habt den Vortrag gehört, ich frage

Am Hafen stehen Frauen. Sie empfangen ihre Männer mit glücklichem Lächeln.

Wie viele dieser Frauen haben aber schon vergebens gewartet auf den Ernährer ihrer meist kinderreichen Familie.

Fritz Müller.

Das Zauberwort des Silberschmiedes

Ich durchstreifte das Araberviertel in Port-Said. In einem typisch orientalischen Kaffeehaus ließ ich mich nieder. Ich saß als einziger Europäer zwischen den buntgekleideten Arabern auf der Straße. Daneben hatte ein arabischer Silberschmied seine Werkstätte. Eigentlich war es keine Werkstätte, wie man diese im Basar sieht. Der schlaue Silberschmied übte seinen Beruf direkt auf der Straße aus. Ein Reisigdach schützte den Meister vor den mörderischen Sonnenstrahlen. Der Silberschmied, ein ehrwürdiger, weißbärtiger Greis, saß in gebückter Stellung an seinem niedlichen Amboß und hämmerte lustig drauf los. Seine Hauptspezialitäten sind: Zigaretten- und Tabakdosen. Hin und wieder fabriziert er auch silberne Fuß- und Armspangen für die Frauen, doch kommen diese Arbeiten selten vor, wie mir der Silberschmied später erzählte, da die Frauen im Orient immer moderner werden und die zierlichen Schmuckstücke aus dem Abendlande vorziehen. Ja, Europa modernisiert den Orient immer mehr!

Ich machte nun einen Besuch bei dem Silberschmied. Lächelnd zeigte er mir seine künstlerischen Arbeiten. Eine silberne Tabakdose, die mit orientalischen Bildern geziert war, gefiel mir ganz besonders. Preis — 50 Piaster (10 Mark). Ich war überzeugt — im Orient wird nie der verlangte Preis bezahlt, sondern immer gehandelt —, daß ich die Dose um mindestens 2 Mark billiger erstanden konnte, doch ich wollte den ehrwürdigen Alten nicht um seinen sauer verdienten Sold bringen. Ich bezahlte. Der Alte

war übergücklich. Er nahm einen Teppich zur Hand und breitete diesen über seinen Amboß aus. „Der Laden ist geschlossen, ich habe heute genug verdient“, sprach der Silberschmied, und gleich darauf saßen wir daneben beim Kaffeesieder, wo es angenehmer ist, als am Amboß, wie der Alte befriedigt meinte.

Mit Behagen schlürfte der Silberschmied den duftenden Mokka. Der Kaffeesieder servierte die Nargieh (Wasserpfeife), und bei dieser erzählte mir der Alte verschiedenes aus dem Orient. Wir saßen noch gar nicht lange, da bestürmten mich eine Anzahl Schuhputzer, die unbedingt meinten, ich müsse mein ohnedies schon blankes Schuhwerk nochmals einer Behandlung unterziehen lassen. Dann machten Bettler, in Lumpen gehüllt, ihre Runde. Der orientalische Bettler meint nämlich, von jedem Fremden, Nichtmoslem, den Tribut für das Land in Form eines Trinkgeldes verlangen zu können. Der Bettler ist nicht verachtet im Orient. Mohammed, der Prophet, sprach ja selber die Worte: „Die Armut ist mein Stolz.“

Ich gab auch einem übel aussehenden Bettler, der mir seine infolge des Aussatzes eingefressenen Wunden zeigte, einige Piaster. Wie erstaunt aber war ich, als derselbe Bettler nach einer Weile wieder auf mich zukam und mich abermals um ein Bakschisch bat. „Ich habe dir doch ein Bakschisch gegeben; warum belästigst du mich nochmals?“ sprach ich in gestrengem Tone zu dem Bettler.

„Ma' lesch“ (macht nichts), erwiderte dieser, „du bist ein großer Effendi (Herr) und hast viel Geld, gib deshalb noch einige Piaster einem armen, kranken Moslem.“

Der Bettler war nicht loszubringen. Immer wieder kam er bittend an meine Seite. „Allah jadic“ (Gott gibt dir), sprach nun der Silberschmied mit gütiger Miene zu dem Bettler. Die Wirkung war überraschend. — „Allah kerim“ (Gott ist gnädig), erwiderte der Bettler, drehte sich um und verschwand in einer winkligen Gasse...

Heinz Schäfer.

nun, ob jemand das Wort wünscht! Eisiges Schweigen. Wenn das nicht der Fall ist, so glaube ich im Sinne aller zu handeln, wenn ich dem Vortragenden unseren besten Dank sage. Fertig. Punkt. Der Redner tritt ab. Wir kommen nun zu „Verschiedenes“. Und kaum hat er sich gesetzt, dann geht ein hemmungsloser Redestrom los. Eine ganze Anzahl von Jugendgenossen, die nach dem Vortrag rein gar nichts zu sagen hatten, reden nun wie geschmiert, freilich fast lauter fahles und unfreundliches Zeug. Der spricht gegen den, dieser wehrt sich gegen jenen, und allerlei Gezänk und Getratsch kommt zutage. Solche Versammlungen erlebt man immer und immer wieder, nicht nur bei der Jugend aller Richtungen, sondern auch bei den Erwachsenen. Wir sollen uns bemühen, diesen Versammlungs-sitten auf den Leib zu rücken. Dazu sollen wir alle helfen: Zuhörer, Redner und Vorsitzender. Aber wie?

Jeder Vortrag läßt bei aufmerksamen Versammlungsbesuchern Unklarheiten und Zweifel zurück und erweckt Widerspruch. Nur frisch heraus damit. Nur keine falsche Scham. Stellt an den Redner Fragen. Er wird sich freuen, denn es zeigt ihm, daß er nicht vergebens gesprochen hat. Sehr oft ist die Beantwortung der Fragen und die sich allmählich entspinnende Debatte das Wertvollste der ganzen Versammlung. Aber einer muß die Schüchternheit besiegen. Einer muß den Anfang machen, dann folgen die andern nach. Also Mut gefaßt, Hand hoch, zum Wort gemeldet und dann laut und forsch in die Versammlung gesprochen. Viele Redner bedienen sich erfreulicherweise verschiedener Mittel. So gestalten sie ihre Referate in mehr Arbeitsgemeinschaften, also ein lustiges Frage- und Antwortspiel. Aber auch viele bedienen sich der Kreide und Tafel und auch des Lichtbildes. Und das ist gut so. Zweifellos schneiden diese Redner am besten ab.

Fast immer ist die Aufmerksamkeit bei der lebhaften Rede und Gegenrede in der Diskussion reger als während des Vortrages. Wie mancher, der erst unter Herzklopfen kaum einen Satz stockend herausbrachte, wurde zu einem gewandten Redner. Werden so unsere Vortragsabende ausgestaltet, so kommen wir weiter, als wenn wir uns unsere Zeit mit kleintlichen, persönlichen Zank unter „Verschiedenes“ verträdeln. Tretet überall den leeren Schwätzern mit Bestimmtheit entgegen! Bekämpft Klatsch, Haß und Feindschaft! Wenn auch ein Teil Rauflust als Erbeil in unserem Blute steckt, so wollen wir doch nicht haben, daß jene elende Eigenschaft vorwiegt und gepflegt werde, wie es noch heute vielfach an angeblichen Pflanzstätten deutscher Kultur und Bildung geschieht.

Wir wollen rein sein in Wahrheit!

Kommt in unseren Abenden eine wirkliche, sinnreiche Aussprache in Gang, so braucht der Versammlungsleiter nicht sein Sprüchlein herzuleiern: Wenn sich niemand zum Wort meldet, sondern kann am Ende sagen: „Ich danke allen, die durch Fragen und Diskussionsreden zu diesem schönen Abend beigetragen haben.“ Hoffen wir, daß unsere Abende immer so schön und anregend verlaufen, zu kleinlichen Auseinandersetzungen ist dann meist weder Zeit noch Lust mehr.

Max Michael.

„Wir zerschlagen die Gewerkschaften!“

In einem Aufsatz „Politische Streiflichter“ behandelt Hans Held in der jungdeutschen Monatschrift *Der Meister* die Gründe, weshalb „die Männer der Großindustrie und der Bankwelt den Nationalsozialismus mit ihrer materiellen Macht unterstützen“. Er prüft das Programm, das Schrifttum und die Reden der maßgebenden Führer der nationalsozialistischen „Arbeiter“-Partei und zieht für deren politisches Wollen folgenden Schluß:

„Wir Nationalsozialisten zerschlagen auch die Organisationen der Arbeiterschaft. Wir zerschlagen auch die Gewerkschaften. Darum müßt ihr (Unternehmer) uns das Recht geben, in unserer Agitation uns dem Geist der Arbeiterschaft anzupassen. Wenn wir von der Verstaatlichung des Grund und Bodens reden, so meinen wir das nicht so. Wenn wir gegen das Kapital reden, so brauchen wir dieses Propagandamittel, um die Leute an uns heranzuziehen. Die Hauptsache ist, daß wir die Leute haben, damit sie aus dem Marxismus gelöst werden.“

Dieses Bekenntnis eines Berufenen, der selbst dem völkisch-nationalen Lager angehört, bringt keine besonderen Überraschungen; in dieser Deutlichkeit aber ist es unseres Wissens noch nicht abgelegt worden.

Eine höchst dehnbare Metallegierung

Gummimetal genannt, hat der dänische Ingenieur Frederik Frederiksen Koge hergestellt. Die Legierung soll so leicht wie Aluminium, aber auch völlig undurchdringlich für Geschosse (?) sein. Man will die Legierung in der Kriegsindustrie und in der Automobiltechnik verwenden.



Schatzkästlein des Wissens

Sonnige Tage hat Spanien mehr als irgendein anderes europäisches Land; der jährliche Durchschnitt beträgt 3000 Stunden, während das nebelige England durchschnittlich nur 1400 sonnige Stunden hat.

Die Kartoffel, heute mit das wichtigste Volksnahrungsmittel, stammt von den Cordillern des tropischen Peru und wurde daselbst seit ältester Zeit von den Eingeborenen als Nahrungsmittel verwendet. Nach Europa gelangte sie zuerst nach der Eroberung Perus durch die Spanier. 1584 führte Sir Walter Raleigh die Frucht in Großbritannien ein. Als sie erstmalig in Deutschland auftauchte, war sie schon in Italien und Spanien wohlbekannt und wurde daselbst Tartufole genannt, woraus der deutsche Name Kartoffel entstand.

Amisen-Kriege. Die Amisen besitzen eine hochentwickelte Intelligenz. Sie verständigen sich mittels ihrer Fühler. Sie bauen Wege, Brücken und Gewölbe, und sind äußerst erfinderisch, wenn es gilt zu einem bestimmten Ziel zu gelangen. Im Streit um eine Nahrungsquelle und aus anderen Gründen führen sie unter sich wütende, wohlorganisierte Kriege. Manchmal dringen sie in geschlossenen Heereszügen in die Nester fremder Arten ein, rauben dort die Puppen, schleppen sie in ihr eigenes Nest und lassen die auskriechenden Arbeiterinnen als Sklaven für sich arbeiten.

„Flötengehen.“ Dieser Ausdruck hat selbstverständlich mit dem Musikinstrument nichts zu tun. Man darf wohl annehmen, daß er von dem, dem jüdischen Jargon entnommenen Wort „pleite“ abgeleitet worden ist. „Pleitegehen“ heißt soviel wie „flüchtig werden“.

Herkunft der Tulpe. Die Tulpe kam im 16. Jahrhundert zum erstenmal nach Europa, und zwar soll sie der gelehrte Diplomat von Busbeck, der als Gesandter des römischen Königs Ferdinand längere Zeit in der Türkei weilte, um 1554 nach unserem Erdteil gebracht haben. Der berühmte Schweizer Naturforscher Konrad von Gesner sah die erste Tulpe im Garten des Senators Herwart zu Augsburg blühen. Im 17. Jahrhundert verbreitete sich diese über ganz Mitteleuropa.

Der erste Schaulflug fand im Jahre 67 in Rom statt. Ein Flieger schwebte im Zirkus auf künstlichen Flügeln von einem hohen Gestell herab. Der Versuch gelang jedoch nicht. Der Flieger stürzte dicht neben der Loge Neros nieder und verletzte sich schwer.

Aus der Welt der Töne. Unser Ohr kann im Durchschnitt Töne von 16 000 bis 35 000 Schwingungen je Sekunde aufnehmen. Die musikalisch wichtigsten Töne liegen zwischen 30 bis 400 Schwingungen je Sekunde. Der international festgesetzte Kammerton A hat 435 Schwingungen je Sekunde.

Die Weltrohölproduktion betrug 1928 190 Millionen Tonnen, das ist dreimal soviel wie im Jahre 1914.

Ein Fisch, der durch Lungen und Kiemen zugleich atmet, ist der nahezu blinde Olm, ein Grottengeschöpf, das nur in den unterirdischen Höhlengewässern von Kärnten und Krain vorkommt. Die winzigen Augen liegen tief eingebettet zwischen Muskelmassen. Die Länge beträgt etwa 30 cm. Charakteristisch ist, daß die Augen der Larven höher entwickelt sind als beim ausgewachsenen Tier.

Moses und die Propheten haben. — Das jüdische Wort „Moos“ für Geld hat sich in der Zusammenstellung „Moos haben“ über ganz Deutschland verbreitet. Es ist dabei scherzhaft zu „Moses und die Propheten haben“ erweitert worden, und zwar mit Anlehnung an Luc. 16, 29: „Sie haben Moses und die Propheten“, doch ohne irgendwelche Rücksicht auf den Zusammenhang dieser Stelle.

Die Entwicklung sportlicher Rekorde. Vor etwa 60 Jahren sprang der Weltbeste 5,99 m weit, der beste Stabhochspringer 3,05 m hoch, der beste 200-m-Läufer lief die Strecke in 28 Sekunden. Heute lauten die Zahlen für Weitsprung 7,93 m, für Stabhochsprung 4,30 m, für 200-m-Lauf 20,6 Sekunden. Dr. Pettzer schlug 1926 Wide und Nurmi über 1500 m in 3 Minuten 51 Sekunden, 1896 hatte der Sieger der Athener Olympiade für die gleiche Strecke 4 Minuten 33,2 Sekunden gebraucht. Der Rekord über 100 m ist von 1884 bis jetzt um ungefähr 1 Sekunde verbessert worden. Vor 40 Jahren wurden 200 m in 3:09 Minuten geschwommen, jetzt in 2:08,6 Minuten.

Acht Ferientage mit der Metallarbeiter-Jugend!

Wie alljährlich, veranstaltete auch in diesem Jahre die Leitung der Leipziger Metallarbeiterjugend verschiedene Ferienfahrten. Über unsere Teilnahme an einer solchen nach dem Iser- und Riesengebirge wollen wir heute berichten.

Wie in vorheriger Fahrtbesprechung verabredet, versammelten wir uns Sonnabend, den 19. Juli, 24 Uhr, auf dem Hauptbahnhof. Trotz des schlechten Wetters, das auch schon die ganze Woche dauerte, fanden sich pünktlich 20 Burschen ein, die mit freudestrahlenden Gesichtern die Fahrt antraten. Eine halbe Stunde nach Mitternacht fuhr der Zug ab und brachte uns zunächst nach Dresden. Hier mußten wir erstmalig umsteigen, und nach kurzem Aufenthalt gingen in beschleunigtem Tempo gen Görlitz, wo wir gegen 6 Uhr eintrafen. Landschaftlich bot die Fahrt bis dahin wenig Abwechslung. Erst in der Nähe von Görlitz erhob sich aus der Ebene ein bewaldeter Bergkegel, die Landeskronen. Von Görlitz aus fuhren wir mit der Kleinbahn nach Bad Flinsberg. Wir durchwanderten diesen Ort und bewunderten die schönen Anlagen, in denen viele Kurgäste lustwandeln. Machte schon die Besichtigung des Badcortes Flinsberg große Eindrücke auf uns, so waren wir aber geradezu erstaunt, als vor unseren Augen die Höhenzüge des Isergebirges auftauchten. Es galt nun, den Berg zu erklimmen. Nach vierstündigem Marsch erreichten wir bei Sonnenschein unser Ziel, den Kamm des Gebirges. In der Heufuderbaude machten wir eine größere Rast und nahmen unser Mittagbrot ein. Auch unser erstes Nachtlager fanden wir hier in der Baude in einer Höhe von 1107 Meter über dem Meere. Fünf Mann unternahmen noch eine Kletterpartie nach der Tafelfichte in 1122 Meter Höhe. Von hier aus hatten wir eine wunderbare Fernsicht ins Isertal. Nach unserer Rückkehr waren wir so ermüdet von den Strapazen des ersten Tages, daß wir schnellstens in tiefen Schlaf verfielen.

Am andern Morgen ging es auf dem Iserkamm entlang, an den Kammhäusern vorbei, nach dem Riesengebirge. Während dieser Wanderung berührten wir Josephinenhütte bei Schreiberhau. Hier ist die bedeutendste Glashütte Schlesiens, die wir auch besichtigten. Weiter ging es nach dem Zackenfall, einem gewaltigen Naturwunder. Zwischen turmhohen Felswänden stürzt das Wasser des Zackenbaches 27 Meter brausend und schäumend in die Tiefe. Um unser Tagesziel zu erreichen, hatten wir noch einen tüchtigen Aufstieg zu überwinden. In einer Höhe von 1195 Meter ist die Neue schlesische Baude errichtet, wo für uns das Nachtlager bestellt war. Nach einer Ruhepause machten wir noch einen Abstecher nach der Hochsteinbaude, von wo wir etwas verspätet zum Schlafengehen zurückkehrten.

Am dritten Tage hatten wir den größten Marsch vor uns. Von der Neuen schlesischen Baude wanderten wir auf dem Kammweg zunächst zur Reifträgerbaude, die in 1362 Meter Höhe liegt. Unser nächstes Ziel waren die Schneegruben. Diese werden gebildet aus Felschluchten von 200 Meter Breite und 300 Meter Tiefe. Hier schmilzt der Schnee erst im Sommer. Nun folgten wir dem Weg bis zur Eibquelle. Nach Rast und Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse wurde noch allerlei Kurzweil getrieben. Fast zu lange hatten wir uns hier aufgehalten, denn als wir Spindelmühle in der Tschechoslowakei erreichten, dunkelte es bereits. In einer deutschen Schule wurden wir einquartiert und verpflegt.

Für den vierten Tag war eine kürzere Tour angesetzt. Zunächst besichtigten wir den Kurort Spindelmühle, eine der größten Sommerfrischen im böhmischen Riesengebirge mit sehr viel Fremdenverkehr. Eine in der Nähe gelegene Talsperre wurde ebenfalls aufgesucht. Hieran schloß sich eine Klettertour nach dem 1400 m hohen Ziegenrücken. In diesen Höhen gibt es nur noch Knieholz. Die Nadelbäume wachsen am Boden hin, und nur die Kronen erheben sich bis Kniehöhe. Auf dem Kamm ging es weiter bis zur Wiesenbaude, in der wir heizigen Nachtlager bezogen. Am andern Tage wurde früh um 2 Uhr aufgebrochen, um die 1605 Meter hohe Schneekoppe zu ersteigen und dort oben den Sonnenaufgang zu beobachten. Leider war der Schweiß vergeblich geflossen, denn als wir die Koppe erreichten, versperrte ein dichter Nebelschleier jede Fernsicht. Wir mußten also abziehen, ohne das Schauspiel des Sonnenaufgangs bewundert zu haben. Der Weg führte uns weiter über die Hampelbaude, den kleinen Teich in 1183 Meter Höhe, den Schlingelbauden zu. Hier bezogen wir in einer Jugendherberge Quartier.

Von der Schlingelbaude aus ging es am sechsten Tage zunächst nach dem Ort Wangen. In diesem Bergdorf steht eine alte Holzkirche, die wegen ihrer kunstvollen Holzschnitzarbeiten berühmt ist. Weiter führte unser Weg über Krümmhübel, Bad Warmbrunn nach Hirschberg. Hier bezogen wir das letzte Mal Nachtlager. Am siebenten Tag ging es schon beim Morgengrauen zum Bahnhof. Der Zug brachte uns nach der Robertspitze. Dieses Bauwerk erregte unser Staunen. Es ist das größte Staubecken Deutschlands und faßt 150 Millionen Kubikmeter Wasser. Wir stärkten uns hier für die bevor-

stehende zwölfstündige Heimfahrt noch einmal durch ein tüchtiges Mittagbrot, um auch die letzte der Strapazen überwinden zu können. Gegen Mitternacht fuhren wir wieder in Leipzig ein und der auch nachts nicht ruhende Großstadtverkehr gemahnte an die nun wieder beginnende Berufsarbeit.

Diese Ferienfahrt war unsere schönste und größte, die wir je erlebt haben. Wir wünschten, jeder Jugendkollege könnte eine solche Fahrt miterleben. Durch unsern Führer war diese Fahrt wohl vorbereitet, und unsere Mitgliedschaft im Deutschen Metallarbeiter-Verband brachte uns alle Vergünstigungen des organisierten Jugendwanderns. Die Kosten der Fahrt hielten sich dadurch in Grenzen, die es jedem Lehrkollegen ermöglichen, richtige Ferientage zu erleben.

Mit Frei Heill

Karl Fürste, Fritz Zander,
Jungmetallarbeiter, Leipzig.

Besichtigung eines Wasserwerkes

Die Werdauer Metallarbeiterjugend, insbesondere die Installationslehrlinge, äußerten den Wunsch, ein Wasserwerk zu besichtigen. Diese Anregung wurde von der Jugendleitung aufgegriffen und in einer Form gelöst, daß sich zu dieser Besichtigung nicht nur die Jugend, sondern auch ältere Kollegen in beachtlicher Zahl einfanden.

Pünktlich um 9 Uhr erfolgte vom Stellplatz aus die Wanderung den Werdauer Wald entlang nach dem Meiselsgrund zum Wasserwerk.

Herr Wasserwerksdirektor Bränlich war bereits zur Stelle und hatte in dankenswerter Weise Fürsorge getragen, daß wir trotz des Sonntags das Werk in Betrieb antraten (Dampfbetrieb).

Nach kurzer Begrüßung begann er mit seinem lehrreichen Vortrag: Wir unterscheiden drei Wasserarten: 1. das Niederschlagswasser, 2. das Quellwasser, 3. das aus der Tiefe gehobene Wasser. Er erläuterte die Beschaffenheit dieser Wasserarten und kam auf die verschiedenen geologischen Vorgänge zu sprechen. Unsere Jugendlichen waren nicht wenig erstaunt darüber, daß vor Millionen Jahren dort, wo sie jetzt standen, einst ein Meer seine Wogen gewälzt haben soll. Er erläuterte die Schichten, die bei der Bohrung des über 100 Meter tiefen Bohrloches angetroffen worden sind. Das Vorfinden des Schieferandes brachte er mit dem Thüringer Schiefergebirge in Verbindung. Auch unseren Jugendlichen wurde das Werden der verschiedenen Erdschichten dadurch verständlich. In seinen weiteren Ausführungen kam der Vortragende auf die verschiedenen Pumpen zu sprechen, die zur Wasserhebung Verwendung finden, und die verschiedenartigen Kläranlagen zur Nutzbarmachung des Wassers.

Bedenken stiegen auf, daß sich seit 1910 der Wasserverbrauch in Werdau trotz ziemlich gleichbleibender Einwohnerzahl zweimal verdoppelt hat und gegenwärtig rund 100 Liter je Einwohner und Tag im Durchschnitt verbraucht werden.

Anschließend wurde das Werk besichtigt.

Es ist natürlich nicht möglich, in diesem Bericht alle Einzelheiten des Vortrages wiederzugeben, wie Wasserkontrolle, Hochbehälter, Reinigung des Rohrnetzes, bakteriologische Untersuchung durch Staatsbehörden usw.

Jedenfalls danken wir hiermit nochmals Herrn Wasserwerksdirektor Bränlich für seinen lehrreichen Vortrag, der eine wesentliche Ergänzung zu unserer mangelhaften Schulbildung darstellte.

Die geheimnisvolle Straße

Ich suche in München ein ganz bestimmtes Gebäude. Und weiß nicht, wo es sein könnte. Frage also am Bahnhof einen Portier.

„Dies Haus ist in der Balleisestraße!“

„Danke schön!“ erwidere ich und fahnde nach der Balleisestraße. Zunächst im Adressbuch. Keine Balleisestraße. Ich suche nach Balleise. Nach Paleise, nach Palleihse. Ich suche lange ergebnislos. Die Straße gibt es nicht.

Ich trete aus dem Bahnhof, gehe auf einen Dienstmann zu: „Bitte sagen Sie mir, wo die Balleisestraße ist!“

Er sieht mich an, grinst und sagt: „Balleisestraße? Links vor, die zweite Querschraße links hinein!“

„Also die Balleisestraße gibt es doch!“

Ich suche, suche, suche. Nichts von einer Balleisestraße zu finden. Ich rede ein junges Mädchen an, ob sie mir nicht sagen könne, wo die Balleise...

„Gibts gar net!“ entscheidet sie und enteilt.

Ich frage einen alten Herrn. Der sieht mich lange verwundert an. Dann zeigt er verbissen und stumm auf ein Straßenschild. Und da habe ich meine Balleisestraße gefunden! Ich lese: Paul-Heyse-Straße.

Der alte Herr sieht mich an. Ich danke ihm. Er geht bedachtsam weiter und brabbelt vor sich hin: „Saupreiß, damischer, spinneter!“

gfr.

Maschine — Mensch — Natur

In den Fabrikbetrieben rasen die Maschinen. Ein ohrenbetäubendes Dröhnen, Brüllen und Zischen brandet hin und her. Wie unbändige Riesen arbeiten die Maschinen, kreisen und jagen sie ihren Gang. Andere wieder scheinen still und ruhig. Nur ein leises, verhaltenes Sausen kündigt die Ungeheuerlichkeit ihrer Umdrehungen. Die Luft erfüllt ein beißendes Eisen nach verbranntem Öl und stickigen Gasen. Dort hinten blitzt flüssiges Eisen auf; tausend Funken sprühen grell. Wie Milch gleitet das Eisen in den Sand, als wäre es harmlos. Aber die ätzende Hitze mahnt zur Vorsicht. Jetzt sausen glühende Eisenblöcke wie von Geisterhand getrieben mit Windeseile dahin. Sie werden von schnellen Greifern erfaßt, die die Blöcke haushoch auftürmen, jedoch noch überragt von sperrigem Eisengerippe. Und allenthalben springt immer wieder ein harter, scharfschneidender Ton auf, der Klang von Stahl auf Eisen.

Bis in die schwülen Büros dringt der eberne Rhythmus von den Betrieben herauf. Dazu klappern nervös die Schreibmaschinen, Rechenmaschinen krachen. Und nur Zahlen — Zahlen — Zahlen. Das Telefon schreit immer wieder, dann schwirren laute, kalte Worte durch die dumpfen Räume. An den kahlen Wänden reihen sich die papierbedeckten Tische, daran wieder junge Menschen sitzen mit ersten Gesichtern. Stumm arbeiten sie.

Und auf den staubigen Straßen? Da sausen die Maschinen hin und her, immer schneller — immer schneller ist die Lösung. Ein unruhvolles, lautes Getöse liegt über allem. Dazwischen hasten die Menschen ihre Wege, als müßten sie es den Maschinen gleichtun. Das ist der Alltag.

Am Samstag aber drängen die jungen Menschen freudig aus den Toren der Fabriken, aus den Portals der Bürohäuser. Nicht lange währt es, da sieht man sie in Scharen auch die Stadt verlassen, mit hellen Gesichtern. Der laue Abendwind, geschwängert mit frischem, herbem Duft der grünen Wälder und Felder und der blumigen Wiesen, glättet die Stirne und weitet die Brust. Froh erklingen die Lieder der jungen Wanderscharen. Wie die Stadt gleich einem Polyp die Kräfte der Menschen aufsaugt, so ist die Natur die Quelle, die willig immer wieder die Kräfte auffüllt. Die Burschen und Mädels, schon fernab der Stadt, streben den Jugendherbergen zu. Das ist das Ziel der Jugend. Denn zwischen ihr und dem unerschöpflichen Lebensborn der Natur sind die Jugendherbergen die Vermittlerinnen. Hier in den geschmackvoll-einfach eingerichteten und darum anheimelnden Räumen findet sich die Jugend. Da schon die gleichen, schlichten Trachten die jungen Menschen einander näherbringen, herrscht immer ein herzlich-freier Ton und reges Leben. Da sind schnell die Sorgen und Mühen der trüben Zeit vergessen. Insbesondere der Gedanke an den folgenden Wandertag in Wald und Feld läßt eine frohe Stimmung aufkommen, denn wenn man des Sonntags gewandert hat, geht es am Montag mit frischer Kraft und frischem Mut und freiem Kopf wieder an die Arbeit.

Darum, du deutsche Jugend, die du noch nicht das rechte Wandern kennst, vertausche am Sonntag die qualmigen, menschenvollen Lokale und die staubigen Straßen mit deinen traumhaften Jugendherbergen und mit dem Gesundbrunnen Natur, und du wirst bald den Segen für Leib und Seele verspüren.

H. W. Vogel.

Nun auch Lindcar-Nähmaschinen

Das Lindcar-Fahrradwerk ist ein Unternehmen der Freien Gewerkschaften. Die Aktien befinden sich bei den Gewerkschaftsverbänden oder bei der Arbeiterbank. Dieses Werk hat in den letzten Jahren den erfolgreichen Versuch gemacht, die breite Masse mit hochwertigen Produkten der Fahrradindustrie zu versehen. Die in eigener Fabrik hergestellten Fahrräder wurden entweder durch eigene Filialen oder durch die Gewerkschaften (Ortsausschüsse usw.) vertrieben. Nun wird ein neues Massenverbrauchsprodukt, die Nähmaschine, in den Fabrikationskreis einbezogen.

Es handelt sich bei dieser Nähmaschine um ein hochwertiges Fabrikat, das mit dem Zentralspulsystem ausgestattet ist, vorwärts und rückwärts näht und über einen automatisch versenkbaren Transporteur verfügt. Mit der Einführung der Lindcar-Nähmaschinen ist das Werk einem Wunsche nachgekommen, der des Öfteren in Gewerkschaftskreisen laut wurde. In den Großniederlagen des Werks wurden eine Reihe von Kolleginnen vorgeschickt, um nicht nur beim Verkauf von Nähmaschinen den Käufern beratend zur Seite zu stehen, sondern auch in Kursen, die kostenlos abgehalten werden, die Käuferinnen mit den Nähmaschinen selbst, und mit Nähen, Sticken, Stopfen vertraut zu machen. Somit bleibt das Lindcar-Fahrradwerk seinem Grundsatz: Dienst am Kunden, treu, indem es nicht nur um den Absatz bemüht ist, sondern auch Kenntnisse über den Gebrauch der Maschine vermittelt.

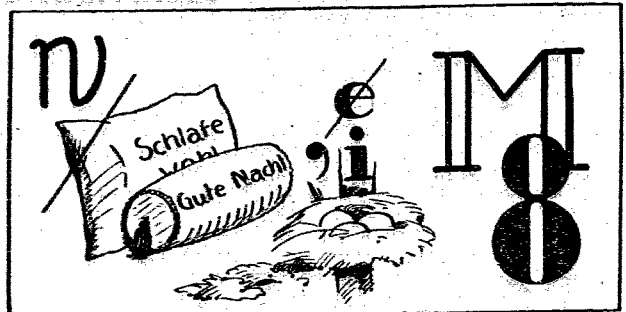
Die Lindcar-Nähmaschine wird in mehrfacher Ausführung von den einfachsten bis zu den feinsten Schrankmöbelmodellen hergestellt. Die Preise sind verhältnismäßig niedrig angesichts dessen, daß es sich hier um ein hochwertiges Produkt handelt. Um es auch der ärmsten Proletarierfrau zu ermöglichen, Lindcar-Nähmaschinen zu kaufen, ist, getreu des alten Grundsatzes, eine Teilzahlung bis 24 Monatsraten, die auch in Form von Wochenraten geleistet werden können, zugelassen.

Wir zweifeln nicht daran, daß die Arbeiter, Angestellten und Beamten auch diesen neuen Zweig des Lindcar-Werks unterstützen werden. Wer hinfür in den Gewerkschaftsfamilien eine Nähmaschine braucht, wende sich an seine gewerkschaftliche Organisation oder an eine Filiale des Lindcar-Werkes.

Lasten, die von Jugendlichen getragen werden

Niederlande: Hier werden in Getreide- und Reismühlen sogar Jugendliche beim Tragen schwerer Lasten verwendet. In Rotterdam tragen sie zum Beispiel Reisballen im Gewicht von mehr als 100 Kilogramm über eine Entfernung von ungefähr 30 Metern. In den Reis- und Grützmühlen und in der Viehfutterindustrie in Amsterdam werden kräftig gebaute Jugendliche damit beschäftigt, Lasten von 100 bis 110 Kilogramm zu tragen.

Bilderrätsel



Auflösung des Besuchskartenrätsels aus Nr. 43:

Möbelschler

Vom Vorstand

Telegrammanschrift: Metallvorstand Berlin
Fernsprecher: Dönhoff 6750—6753

Mit Sonntag, dem 2. November ist der 45. Wochenbeitrag für die Zeit vom 2. bis 8. November 1930 fällig.

Der 19. Verbandstag in Berlin hat eine neue Beitragsklasse 3b mit dem Wertaufdruck 36/4 auf der Beitragsmarke beschlossen. Diese Klasse 3b gilt für invalide, ausgesteuerte und nichtbezugsberechtigte Mitglieder, die Anspruch auf Invalidenunterstützung erwerben wollen. Die neue Beitragsmarke kommt ab 40. Beitragswoche (28. September 1930) zur Verwendung.

Mitglieder, die auf die Reise gehen oder den Arbeitsort wechseln, haben sich bei der Verwaltungstelle ihres bisherigen Aufenthaltsortes unter Vorlage des Mitgliedsbuches abzumelden. Mitgliedsbücher, die diese Abmeldung nicht enthalten, können von keiner Verwaltungstelle zur Anmeldung entgegengenommen werden, auch darf auf solche Mitgliedsbücher kein Reisegeld ausbezahlt werden. Bei Übersendung des Mitgliedsbuches an die frühere Verwaltungstelle zum Zwecke der Abmeldung ist stets Rückporto beizulegen, auch dann, wenn diese Übersendung durch eine Verwaltungstelle erfolgt. Die Portokosten gehen zu Lasten des betreffenden Mitgliedes.

Gestohlen wurde:

Mitgliedsbuch Nr. 6706608, lautend auf den Schlosser Wilhelm Spöring, geb. am 2. Juli 1883 zu Sindsampen (Bremen).
Berlin SW 68, Alte Jakobstraße 148

Der Vorstandsvorstand

Druck und Verlag: Verlagsgesellschaft des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes, Berlin SW 68, Alte Jakostr. 148